

Vorabdruck von: Siebenhaar, Beat (2012): "Akkommodation und Sprachattitüden von Deutschschweizer Migranten im ostmitteldeutschen Sprachraum".
Sociolinguistica 26: 151–164.

Beat Siebenhaar

Akkommodation und Sprachattitüden von Deutschschweizer Migranten im ostmitteldeutschen Sprachraum

1 Einleitung

Seit der friedlichen Revolution und der Wiedervereinigung Deutschlands sind nicht nur Ostdeutsche in den Westen gezogen, wie das einige Jahre die Hauptrichtung der Migration war. Vermehrt ist Ostdeutschland auch wieder Ziel von Zuwanderern. Vereinzelt finden sich darunter auch Deutschschweizer. Mit der Migration im gleichen Sprachgebiet kommen sprachliche Varietäten derselben Sprache in Kontakt, die bislang kaum Berührungspunkte zeigten. Dieser Sprachkontakt steht im Zentrum des Textes, wobei neben der sprachlichen Akkommodation besonders Fragen bezüglich Einstellungen beachtet werden. Empirische Grundlage sind sprachbiographische Interviews des Autors mit Deutschschweizern, die sich seit der friedlichen Revolution in Ostmittelddeutschland niedergelassen haben. Prägend für die Arbeit sind dabei auch persönliche Erfahrungen des Autors, der aus der Schweiz nach Leipzig gezogen ist. Da diese Migrationssituation in vielerlei Hinsicht noch nicht gestellte Fragen aufwirft, muss zuerst geklärt werden, wie sich diese Interviews theoretisch einbetten lassen. Dem folgt eine Darstellung der beiden unterschiedlichen soziolinguistischen Situationen in der deutschsprachigen Schweiz und in Leipzig, welche den Hintergrund zur empirischen Studie bilden. Zum Schluss werden Ausschnitte aus den Interviews diskutiert. Sämtliche Tonbeispiele sind herunterzuladen von <http://www.uni-leipzig.de/~siebenh/sounds/mix/>.

Thema dieser Ausgabe von *Sociolinguistica* ist der Mix von Varietäten. Das klassische *dialects in contact* (Trudgill 1986) wird hier aufgegriffen. Dabei stehen die Dialekte in einem ganz anderen Kontakt, als ihn die traditionelle Dialektologie betrachtet hat. Es geht nicht mehr um benachbarte Varietäten, es geht nicht um einen schrittweisen Wandel in einem sprachgeographischen Kontinuum. Dialektkontakt wäre in dieser traditionellen Sichtweise eine Erklärung für linguistische Konvergenz und Divergenz im Raum (Harnisch 2009, Siebenhaar 2009): Ein sprachliches System passt sich einem andern an, oder es grenzt sich vom andern ab. Im Folgenden wird nicht diese Art von Sprachkontakt betrachtet, da Alemannisch und Sächsisch nicht durch sich verschiebende Isoglossen getrennt sind, sondern ohne direkte Nachbarschaft voneinander getrennt sind. Dieser Dialektkontakt steht auch nicht in Zusammenhang mit Koinéisierung, da es einerseits schon eine gemeinsame Standardsprache gibt. Andererseits sind die Sprecheranteile so ungleich, dass der Druck für die Anpassung nur auf einer Seite liegt.

Mit den Termini Anpassung, Konvergenz und Divergenz wird häufig der Begriff *Akkommodation* assoziiert. Das ursprünglich von Giles (1973) entwickelte sozialpsychologische Konzept der *accommodation*, das heute als interdisziplinärer Ansatz zur Erklärung kommunikativer Interaktion gilt (Gallois et al. 2005), geht davon aus, dass sich Sprecher in einer Situation kurzzeitig dem Gegenüber anpassen bzw. sprachlich von ihm abgrenzen. In der Langzeitakkommodation werden dann regelmäßig genutzte Akkommodationserscheinungen habitualisiert. Diese Langzeitakkommodation steht im Zentrum des Textes. Ich habe als Deutschschweizer Interviews mit Schweizern geführt, die Interviewten haben mit mir selbstverständlich Mundart gesprochen. Eine Kurzzeitakkommodation hat insofern stattgefunden, als sie mit mir Mundart sprechen, während sie mit den meisten andern Leuten ihrer Leipziger Umgebung Standard sprechen.

Langzeitakkommodation findet sich bei Interferenzen aus dem Standard oder wenn die schweizerisch geprägte Standardvarietät der Sprecher vermehrt Varianten der bundesdeutschen Standardvarietät aufweist. Wenn die Akkommodation fortschreitet, schließt sich die Frage an, ob Deutschschweizer ihre Mundart verlieren, wenn sie nur noch wenig Kontakt mit Schweizern haben und v. a. mit Sprechern kommunizieren, welche die Standardsprache oder sächsischen Substandard sprechen? Diese Frage steht in Zusammenhang mit der Erforschung von Sprachverlust. Allerdings würden Deutschschweizer in Deutschland nicht ihre Sprache verlieren, sondern einen Dialekt. So ist zu fragen, ob sich Dialektverlust vom Sprachverlust unterscheidet. Hat die linguistische Nähe der Sprachsysteme einen eher fördernden oder einen hemmenden Einfluss auf die dialektale Kompetenz? Oder ist nicht von Kompetenzverlust auszugehen, sondern nur von Performanzfehlern? Gibt es eine Akkommodation im Standard der Schweizer in Richtung deutschländische Standardsprache? Diese Fragen kann dieser Text nicht beantworten, da ist auch die Forschung zu *language loss* und *language attrition* noch weit von Antworten entfernt, besonders da die Frage der Dialekte nur marginal beachtet wird (Köpke/Schmid 2007). Zudem sind die vorliegenden Daten eher explorativer Natur, so dass sie keine Antworten ermöglichen, die verallgemeinert werden können.

Wenn Deutschschweizer nach Deutschland ziehen – und umgekehrt Deutsche in die Schweiz –, so ist die Definition des Migrationsbegriffs problematisch. Wenn nämlich von Migrationslinguistik (Krefeld 2004) gesprochen wird, so ist in den meisten Fällen von immigrierten Italienern, Spaniern, Portugiesen, Türken in Deutschland die Rede oder von Mexikanern, Chinesen, die in den USA eingewandert sind. Die Sprachen, die durch diese Migration in Kontakt treten, sind als Sprachen deutlich voneinander abgrenzbar, sie haben jeweils eine kodifizierte Form, auch wenn die Sprecher häufig nicht oder nicht nur diese Standardvarietät benutzen. Wenn Schweizer nach Deutschland auswandern, so sprechen sie dieselbe Sprache wie die autochthone Bevölkerung. Deutsche und Schweizer haben in der Schule dieselbe Standardsprache (in ihren unterschiedlichen nationalen Varietäten, vgl. Ammon 1995, Ammon u. a. 2004) gelernt. Verständigungsprobleme im Standard können zwar vereinzelt vorkommen, allerdings sind diese kaum vergleichbar mit denen von Sprechern, die sich mit einer andern Standardsprache konfrontiert sehen. Die prototypische Vorstellung von Migranten, auf welche auch die Migrationslinguistik zurückgreift, ist also für die hier beschriebenen Migranten nicht zutreffend. Deshalb wird mit Rückgriff auf nationalstaatliche Konzepte die Binnenmigration häufig gesondert betrachtet. Ausgangspunkt der linguistischen Untersuchung ist auch in der Perspektive auf die Binnenmigration die Idee einer gemeinsamen Sprache einer Nation: Binnenmigranten sprechen am Ausgangs- und Endpunkt der Migration dieselbe Sprache und sie haben an beiden Orten denselben staatspolitischen Hintergrund. Dass Sprache und Nationalität nicht übereinstimmen müssen, haben Lüdi / Py (1991 et passim) für die französischsprachigen Binnenmigranten in Basel gezeigt. Mit dem Beispiel der Deutschschweizer in Deutschland liegt eine gegenläufige Ausgangslage vor. Die Migranten überschreiten zwar eine politische Grenze, aber keine im eigentlichen Sinne sprachliche. Die deutschschweizerische Staatsgrenze ist in sprachlicher Hinsicht in den letzten 50 bis 100 Jahren jedoch zu einer pragmatischen Grenze geworden, die durch die unterschiedliche Verwendungsweise der Varietäten geprägt ist (Schifferle 1995, Ostermai 2000). Dass diese Migration ohne Überschreiten einer Sprachgrenze trotzdem sprachlich nicht konfliktfrei ist, zeigt sich deutlich bei der Einwanderung von Deutschen in die

deutschsprachige Schweiz, wie es schon Koller (1992) beschrieben hat. Diese Migration hat zu Beginn des 21. Jh. stark zugenommen und zu heftigen Diskussion über Sprache und über die deutsche bzw. schweizerische Identität geführt. Sie hat in der Schweiz ähnliche Ängste vor Identitätsverlust hervorgerufen, wie die Immigration von Türken in Deutschland. Eine wissenschaftliche Aufarbeitung dieser Entwicklung steht noch aus; auf der Basis der emotional geführten Diskussion wird aber deutlich, dass in diesem Fall keine Binnenmigration vorliegt. Deutsche werden in der Schweiz klar als Fremde wahrgenommen, die dadurch, dass sie die größte Immigrationsgruppe darstellen, als bedrohlich erscheinen.

Wenn Migranten und ihre Sprache untersucht werden, so wird im Allgemeinen von Gruppen von Einwanderern ausgegangen. Diese Gruppen haben einen mehr oder weniger starken Zusammenhalt. Auch von der aufnehmenden Sprachgemeinschaft werden diese Immigranten meist als Gruppen wahrgenommen: Die Türken oder, auch wenn es das Land nicht mehr gibt, die Jugoslawen bzw. Ex-Jugoslawen, denen damit eine neue Identität zugesprochen wird, oder – zumindest teilweise – die Deutschen in der Schweiz. Schweizer in (Ost-)Deutschland stellen hingegen keine Gruppe dar, sie werden auch nicht als Gruppe wahrgenommen. Sie sind eine verschwindende Minderheit. Ihre Migrationssituation ist damit von derjenigen der meisten anderen linguistisch untersuchten Migrantengruppen zu unterscheiden.

Diese Darstellung zeigt, dass die transnationale, binnensprachliche Migration als noch wenig untersuchter Sonderfall zu beachten ist. Gleichzeitig stellt sie aber insofern keinen Sonderfall dar, als dass es sich um eine Situation handelt, von der viele gut qualifizierte Migranten betroffen sind, wodurch dem Thema eine allgemeine Relevanz zukommt.

2 Sprachsituation in der Schweiz und in Ostdeutschland

Für die Diskussion der binnensprachlichen Migration und den damit verbundenen Spracheinstellungen ist die Sprachsituation im Ausgangsland und im Ankunftsland wesentlich. Einige sprachliche Besonderheiten im ostmitteldeutschen und schweizerischen Raum werden nachfolgend erwähnt, um dann v. a. auf die Frage der Identität und ihrer Konstituierung mittels Sprache, bzw. der Sprache als Aspekt der Identität einzugehen.

2.1 Deutschsprachige Schweiz

Die Sprachsituation der Deutschschweiz ist schon mehrfach genauer beschrieben worden (exemplarisch Haas 2005, Schwarzenbach 1969, Werlen 2005). Sie ist geprägt durch das Nebeneinander von Standard und Dialekten, wobei die Dialekte in vielen auch formellen Kommunikationsbereichen gesprochen werden, die im übrigen deutschsprachigen Raum von der Standardsprache abgedeckt werden. Im Wesentlichen liegt in der Deutschschweiz eine Diglossiesituation vor, die auch heute noch weitgehend als mediale Diglossie bezeichnet werden kann. Allerdings findet sich in neuen Medien eine neue dialektale Schriftlichkeit (Siebenhaar 2005), die die klassische Grenzziehung zwischen Dialekten und Standardsprache in Frage stellt. Durch die Verwendung der Mundart in fast allen Lebensbereichen ist auch eine Definition des Dialekts als Nähe- und der Standardsprache als Distanz-Sprache nicht angemessen. Eine solche Zuordnung ist nur in schriftbasierter Kommunikation bedeutsam, wo sich der geschriebene Dialekt als Nähesprache etablieren kann.

Deutschschweizer wachsen in dieser Diglossiesituation auf. Gesprochen wird im Normalfall Dialekt und nur dann wird die Standardsprache verwendet, wenn es durch

mangelnde Dialektkenntnis der Gesprächspartner notwendig oder wenn es institutionell vorgeschrieben ist. Der Erstspracherwerb von Deutschschweizer Kindern ist ein Dialekterwerb, die Standardsprache wird durch Medienkonsum bis zu einem gewissen Grad ungesteuert erworben und in der Schule gesteuert vermittelt. Das Bewusstsein für die Unterschiede von Standard und Dialekt geht so weit, dass die Standardsprache von vielen Deutschschweizern gar als erste Fremdsprache empfunden wird, zu der aber auch mit besserer Kompetenz kaum ein positives Verhältnis entsteht (Berthele 2004, Scharloth 2005). Der Dialekt hat damit viel mehr als nur ein *covert prestige*, sondern ist als Alltagssprache überall präsent und vermittelt in der Differenz der verschiedenen Mundarten eine schweizerische Identität (Werlen 2005).

Etwas pauschalisierend gilt für viele Deutschschweizer deshalb *Wer Schweizerdeutsch spricht, ist Schweizer*. Entsprechend gilt ebenso pauschalisierend *Wer (Standard- bzw. Hoch-)Deutsch spricht, ist Deutscher*. Dabei entwickeln Schweizer eine erstaunliche Fähigkeit diese Grenze wahrzunehmen. Es gibt zwar Deutsche, die mit Badisch oder Schwäbisch alemannische Dialekte sprechen, aber das sind ebenfalls Deutsche, obwohl deren Sprache vielen mittelländischen Schweizer Mundarten der großen Ballungszentren näher steht als alpine Schweizer Mundarten. Die meist abwertende Bezeichnung *Schwaben* für alle Deutschen ist beredtes Zeugnis dafür. Die Grenze zwischen Deutschland und der Schweiz ist deshalb v. a. eine pragmatische Grenze der unterschiedlichen Verwendung von Standard und Mundart. *Schwaben* sind für Schweizer dem entsprechend ganz häufig eben Schwaben (= Deutsche), die nicht richtig hochdeutsch sprechen. Auf jeden Fall sind sie nicht Schweizer und sie werden mit denselben Vorurteilen konfrontiert wie Deutsche aus Berlin oder Hamburg, obwohl in Süddeutschland ganz ähnliche Stereotype gegenüber Norddeutschen, *Preußen*, vorhanden sind. Die Diskussion um deutsche Immigranten in der Schweiz hat diese Stereotype meines Erachtens noch verstärkt. Betont wird nicht der gemeinsame kulturelle und sprachliche Hintergrund, sondern kulturelle Differenzen.

In der Schule lernen Schweizer Schüler die Standardsprache. Während in den 1980er und 1990er Jahren der Dialekt an der Schule eine immer stärkere Position eingenommen hat (das zeigt sich z. B. in den Volkszählungen vgl. Lüdi / Werlen 2005), scheint sich besonders seit der Publikation der PISA-Erhebungen eine Kehrtwende vollzogen zu haben. Die Standardsprache wird wieder stärker betont, die Erziehungsdirektorenkonferenz fordert eine konsequente Verwendung der Standardsprache als Unterrichtssprache, in sämtlichen Situationen, in allen Fächern und auf sämtlichen Schulstufen: vereinzelt wurde sogar Standard als Freizeitsprache auf dem Pausenhof gefordert, so z. B. vom ehemaligen Erziehungsdirektor des Kantons St. Gallen, Hans Ulrich Stöckling. Allerdings scheint der Druck zu stark geworden zu sein, so dass sich die Zürcher Stimmberechtigten im Mai 2011 für die grundsätzliche Verwendung der Mundart als Unterrichtssprache im Kindergarten ausgesprochen haben.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass die schweizerische Variante der Standardsprache keine identitätsstiftende Funktion hat, da Schweizer, außer wenn sie müssen, nicht Standard sprechen. Schweizer nehmen ihre standardsprachliche Kompetenz meist als defizitär wahr, auch da, wo schweizerische Formen standardisiert und akzeptiert sind (Scharloth 2005). Die identitätsstiftende Funktion bieten die Dialekte.

2.2 Leipzig und Umgebung

Sprachvariation findet sich auch in Leipzig, die Bevölkerung nennt eine standarddivergente Varietät Sächsisch oder sächsischen Dialekt. Allerdings sind in der Stadt vom Dialekt, wie er noch von Albrecht (1881) beschrieben worden ist, fast nur noch lautliche Besonderheiten vorhanden, so dass die tiefste Dialektebene unter linguistischer Perspektive eher als Akzent, als Umgangssprache (Becker/Bergmann 1969) oder als neuer Substandard (Bellmann 1983) zu bezeichnen ist. Erste eigene Erhebungen haben auch gezeigt, dass Sprecher heute kaum ein Bewusstsein für die regionale Variation innerhalb des Obersächsischen haben. Im besseren Fall, können sie angeben, dass in Dresden *nu* als gesprächsleitende Partikel verwendet wird, während in Leipzig *he* oder *hej* gilt, und *Motschegiebchen* für Marienkäfer ist das einzige Wort, das sie als kleinräumig-ortstypisch kennen. Zudem können viele Sprecher nicht bewusst zwischen den Varietäten Standard und Dialekt wechseln, womit gleichzeitig deren Status als Varietäten in Frage gestellt wird. Das Ergebnis entspricht bei diesen Sprechern weitgehend den Resultaten, die Kehrein (2011) für Dresden festgestellt hat, wobei eine breiter abgestützte Untersuchung immer noch aussteht. Dieses mangelnde Bewusstsein für die unterschiedlichen Realisierungsformen wird beispielsweise aus dem Vergleich der Beispiele YK_WS, in dem die Ortsmundart intendiert war, und YK_I, einem Interview der selben Person, deutlich. Die Textauschnitte sind Teil von Erhebungen aus einem Projekt mit Studierenden zur Stadtsprache Leipzig. Die ortsfesten Gewährsleute wurden auch gefragt, wie stark sie ihre Dialektkompetenz auf einer Stufe von 1–10 einschätzen. Zudem übertrugen sie einzelne Wenkersätze (_WS) in die Mundart und lasen sie standardsprachlich vor. In einem leitfadengesteuerten Interview (_I) gaben sie Auskunft über ihr regionalsprachliches Wissen. Die folgende Tabelle gibt je einen Wenkersatz in dialektaler Form und einen Ausschnitt aus dem Interview von drei Personen, die sich selbst auf unterschiedlichen Dialektkompetenzstufen einschätzen.

Einschätzung der Dialektkompetenz	Wenkersatz in intendierter Ortsmundart	Ausschnitt aus dem Interview
9	dəɣ̃ ð:fɪŋ vɔk tsə hɛ:s # də ɡ̃u:xŋ zɪn ja untn ɡ̃ants ʃvɑɣ̃ts (GR_WS) Der Ofen war zu heiß, die Kuchen sind ja unten ganz schwarz (gebrannt).	alzə mit fɪ̃ːɛmdŋ # ʃpɪɛɛə ɪʃ # d̥ɛŋgə ɪʃ # kɛʃt ho:xd̥œɪʃ # vobaɔ ma maɪn z̥ɛk̥səʃ imɐ k̥ɔʃshø:ət (GR_I) also mit Fremden spreche ich, denke ich, recht hochdeutsch, wobei man mein Sächsisch immer raushört.

7	deɪ̯ o:fm̩ vax̩ tsə he:is di k ^h u:xŋ z̩m̩ ja untŋ gants f̩v ^h a ^h ts gəb̩x̩ant (SB_WS)	azo ɪç # ʔɪç vaɪs əs eɪç un pas ɔa so # fi:lə za:gŋ halt ɔas ɪç niç z̩o # vjɪk̩lɪç f̩ta:ɪk # z̩ɛksl̩ ɔd̩ das ɪç nuɪ̯ ɔaɪ̯ ɔf̩t̩m̩tŋ z̩axŋ e:ɔŋ # maɪ̯nə hɛɪ̯k ^h ɔŋft̩ f̩ɔa:t̩ə (SB_I) also ich, ich weiß es einfach und pass da so... Viele sagen halt, dass ich nicht so wirklich stark sächsl̩e oder dass ich nur bei bestimmten Sachen eben meine Herkunft verrate.
5	dɛɪ̯ o:fm̩ vax̩ tsu haɪ̯s di k ^h u:xŋ z̩m̩d ja untŋ gants f̩vaɪ̯ts ɔb̩x̩ant (YK_WS)	ʔalzo ven ɪç miç bəvust ʔanst̩ɛŋə dən # vədɪç ɔas f̩ɔŋ hɪnk̩ɪ:gŋ av̩ə ɔa v̩v̩ðə z̩ɛɪ̯ k̩v̩nstlɪç k̩l̩m̩ŋ a̩zo s bɪn niç ɪç # ʔav̩ə ɪç ɔl̩aʊ̯b̩ə # ʔɪç haɔ̩ z̩o: # f̩ɔŋ bɪsçŋ n̩ dɪalɛkt # dəsve:gŋ v̩v̩d̩z̩ fɪlaɔ̩çt̩ n̩ɔx̩ n̩ə f̩v̩mf̩ g̩e:bŋ (YK_I) also wenn ich mich bewusst anstreng̩e, dann würd̩e ich das schon hinkr̩igen, aber das würd̩e sehr künstlich klingen, also das bin nicht ich, aber ich glaube ich hab so... schon ein wenig einen Dialekt, deswegen würd̩e ich vielleicht noch eine fünf geben.

Es wird deutlich, dass die Einschätzung der Dialektkompetenz mit der realisierten Dialekttiefe einhergeht. Von der selbst zugeschriebenen Kompetenzstufe 9 bis zur Stufe 5 zeigt sich ein deutlicher Abbau. Allerdings ist bei YK, die eine Dialekttiefe von 5 angibt, nur noch mit der teilweisen Entsonorisierung der Lenes ein äußerst geringer Akzent feststellbar. Das widerspiegelt sich auch in den Interviews. Bei GR findet sich eine Lenisierung der Fortisplosive, eine deutliche Zentralisierung und eine Pharyngalisierung, alles lautliche Züge des Sächsischen. Solche finden sich bei SB noch mit der Entsonorisierung der Lenes und einer leichten Zentralisierung. Bei YK ist nur noch das anlautende /z/ entsonorisiert, Zentralisierungen finden sich nicht, standarddivergente Formen sind bei ihr als gesamtdeutsche Allegroformen zu werten, die auch durch das hohe Sprechtempo gegeben sind. Dass YK noch eine Kompetenz der Stufe 5 angibt, hat sicher damit zu tun, dass das Sächsische stark negativ bewertet wird, und zwar nicht nur außerhalb Sachsens. Diese ablehnende Haltung wird teilweise auch als Autostereotyp geäußert (Gärtig u. a. 2010, Siebenhaar 2011). Aus den Interviews geht auch hervor, dass

die standarddivergente Varietät fast nur noch bei älteren Leuten über ein *covert prestige* verfügt als die Sprache, die Heimat vermittelt und trotz der ihr zugesprochenen Derbheit eben die eigene, vertraute Sprache darstellt. Ein *overt prestige* hat nur die Standardsprache und die Abweichung davon ist für viele möglichst zu vermeiden. Die typische Äußerung *Ich gebe mir Mühe, dass man mir mein Sächsisch nicht anhört* ist im Korpus mehrfach zu finden.

3 Sprachliche Variation und Attitüde

Auf der Basis dieses Vergleichs zwischen den beiden unterschiedlichen soziolinguistischen Ausgangssituationen wird nun gefragt, wie Schweizer in Ostdeutschland mit dieser Situation umgehen und wie sie die Varietäten bewerten. Dazu wurden schwach strukturierte Interviews mit Schweizern geführt, die seit mehr als einem Dutzend Jahren in Leipzig und Umgebung wohnen. Die Interviews, die vom Autor erhoben wurden, sind von allen Beteiligten selbstverständlich und ohne Absprache in Schweizer Mundart geführt worden. Die Deutschschweizer Mundarten werden in Sachsen nicht verstanden und häufig nicht einmal als Deutsch erkannt, sondern als Holländisch oder Schwedisch identifiziert. Die Verständnisbarriere ist also ganz klar vorhanden. Gleichzeitig wird die schweizerische Variante der Standardsprache als so fremd wahrgenommen, dass Sachsen dies als Dialekt bezeichnen, dem aber mit einer grundsätzlich positiven Haltung begegnet wird. Das Schweizerhochdeutsche wird als exotisch, charmant, herzlich und etwas veraltet empfunden, wie das Clyne (1992:459) allgemein für Standardvarietäten überdachter Zentren beschreibt. Mit der grundsätzlich positiven Reaktion auf das Schweizerhochdeutsche ist der Druck, sich sprachlich an die bundesdeutsche Standardvarietät anzupassen, nur wenig gegeben. Der folgende Ausschnitt mag das dokumentieren¹.

RS: und dënn mue men e: sège e: dass | ebe geNÄU de | äü vo de beTOOnig hëër | und Ales wo natüürlich dënn uf s HOOCHtütsche (0.5) überträit wird (-) wo denn ein verròtet wohëër me chUnnt (-) das isch ganz KLAAR | wird (-) seer als ANgeneem empfunde (-) das muen ich wüikli sège nid | „ou reded si soo WIIter | ah mer GHÖÖred si so gërn, | SÉged si da wort nomòòl“ <<lachend> und so> | das han i meer MEERmòls erlëbt.

(RS_1)

RS: Und dann muss man sagen, dass eben genau auch von der Betonung her und alles, was natürlich dann auf das Hochdeutsche übertragen wird und einen dann verrät, woher man kommt, das ist ganz klar, das wird als sehr *angenehm* empfunden, das muss ich wirklich sagen. „O sprechen Sie so weiter, wir hören Sie so gern, sagen Sie das Wort nochmals“ und so, das habe ich mehrmals erlebt.

¹ Die Transkription folgt im Bezug auf die Phonetik der Konvention nach Dieth (Schmid-Cadalbert 1986), d. h. Langvokale werden doppelt geschrieben, Doppelschreibung von Konsonanten entspricht Langkonsonanten. ˘ und ˘ bezeichnen offene Vokale. Im Bezug auf Akzentuierungen und Strukturierung werden die GAT2-Konventionen für das Basistranskript (Selting et al. 2009) übernommen und die Segmente in fortlaufender Weise dargestellt. Rückmeldesignale des Interviewers werden nicht angeführt.

Der kurze Ausschnitt verdeutlicht die Wahrnehmung einer positiven Attitüde, die Schweizern und dem Schweizerhochdeutschen in Ostdeutschland entgegengebracht wird. Das hat sich auch mit aktuellen politischen Differenzen wie der Schweizer Volksabstimmung, die den Bau von Minaretten verbietet, was in politischen Kreisen Deutschlands mit wenig Verständnis quittiert wird, der Beihilfe zur Steuerhinterziehung und einem großen Betrugsfall mit Involvierung der Schweizer Banken, der die Stadt Leipzig bis zu 300 Mio € kosten könnte, nicht geändert. Das Beispiel zeigt auch die eindeutig dialektale Verankerung des Sprechers in Schaffhausen, von wo er vor 17 Jahren weggezogen ist. Nur in den kursiv gedruckten Lauten und Wörtern finden sich vereinzelte lautliche Interferenzen aus dem Standard. Auffällig ist die Passage, in welcher der Sprecher mit fremder – in diesem Fall ostmitteldeutscher – Stimme spricht. Der Sprecher verstellt die Stimme, die Grundfrequenz wird gehoben, es wird aber kein Code-Switch zur Sprache der zitierten Sprecher vorgenommen. Die Stilisierung zeigt sich also nur in prosodischen Mitteln.

Auch das zweite Beispiel verdeutlicht, dass der Druck, sich sprachlich anzupassen, nicht besonders groß ist. Auf die Frage, ob er versuche, sich sprachlich anzupassen und Sprachliches aus der Umgebungssprache aufzunehmen, antwortet ein Sprecher

CS: jä jä jä jä (-) ich versuechs IMmer aber | halt w won i WAANSinnig mie ha isch mit
däm [x] (-) das KHRIEG i nid uuse (-) das khrieg i äifach nid eWÄGG ((lacht)) |
da händs mer scho *uf AARbet* gsäit e:: | musch emol e: irgend e SPRÜTZetherapii
<<lachend> mache und soo | *um* das eWÄGGzkhriege (-)> |e HALSbehandlig oder
irgendöppis | en operaZIOON igendwa aber ...

(CS_1)

Ja ich versuche es immer, aber eben, wo ich wahnsinnig Mühe habe, ist mit dem /x/, das kriege ich nicht raus, das kriege ich einfach nicht weg. Da haben sie mir schon *auf der Arbeit* gesagt, du musst mal irgend eine Spritzentherapie machen oder so *um* das wegzubringen, ein Halsbehandlung oder irgendetwas, eine Operation

Für CS besteht die Anpassung an eine bundesdeutsche Standardsprache v. a. in der Realisierung des palatalen [ç], das er nicht von [x] unterscheidet, was im älteren Schweizerhochdeutschen noch üblich war und wie es von den Schweizer Kabarettisten in Deutschland häufig stilisierend eingesetzt wird. Diese Schweizer 'Halskrankheit' wird zur Neckerei genutzt, ist aber – auch vom Sprecher selbst – nicht negativ bewertet.

Auch dieser Sprecher ist dialektal deutlich zu verorten. Er ist in der Nordwestschweiz in der Stadt Basel oder der nächsten Umgebung zu lokalisieren, er spricht aber nicht die Basler Oberschichtssprache, wie sie beispielsweise Hofer (1997) im Kontrast zu anderen Sprachschichten darstellt. Interferenzen sind bei ihm im phraseologischen (*uf aarbet*) und syntaktischen Bereich (*um zu*) festzustellen, während der lautliche Bereich bei der Entrundung Variation aufweist, wo sie auch im aktuellen Baseldeutschen außerhalb der Oberschichtssprache zu finden ist (Hofer 1997, 2002) und ebenfalls im ostmitteldeutschen Raum.

Eine Anpassung seines schweizerisch geprägten Hochdeutsch stellt auch RS in Abrede, er verfügt also seinen eigenen Aussagen entsprechend nicht über mehrere Ebenen des Standards. Auf meine (BS) Frage, ob er seine Aussprache anpasse, gibt er die Antwort:

RS: äingch nid (-) ěfach wěnn ich HOOCHtětěsch red | děnn e: | tun ich mis HOOCHtětěsch oder mini UUS (-) e: min mini UUsdrucksfěrme und so wiiter tun ich jětz nid irgendwie ime (0.5) | i me *khULTUURkrěis* [k^hul'tu:R,kxRěis] oder sege mer (-) e: | tun ich irgendwie verěNDere

BS: sondern es isch äifach (-) | es git ĀIs hoochtětěsch

RS: es git Āi hoochtětěsch [ja ja] im prinzip | es hoochtětěsch wo praktisch neuTRAAL isch: | wo (--) e: irgend vo me (-) vo me ÖRT oder von ere regiOON isch | wo ěfach...

(RS_2)

RS Eigentlich nicht, einfach, wenn ich hochdeutsch spreche, dann spreche ich mein Hochdeutsch oder meine Aus., meine Ausdrucksformen und so weiter passe ich jetzt nicht irgendwie einem Kulturkreis an, oder sagen wir, verändere ich nicht irgendwie

BS sondern es ist einfach, es gibt ein Hochdeutsch

RS Es gibt ein Hochdeutsch, im Prinzip, ein Hochdeutsch, das praktisch neutral ist, das (nicht) irgendwie von einem Ort oder von einer Region ist, das einfach...

Damit wird deutlich, dass RS die Schweizer Diglossie auch in Ostdeutschland beibehält, dass er keine Variation in seinem Standard und auch keine umgangssprachlichen Formen feststellt. Als Register gibt es für ihn Standard und Dialekt, nicht aber eine Variation im Standard oder die Möglichkeit, etwas mehr oder weniger dialektal zu sprechen, wie sie sich in Ostdeutschland (Lerchner 2003) und in weitaus stärkerer Ausprägung in anderen Teilen Deutschlands zeigt (Kehrein 2011).

Als Letztes soll gezeigt werden, wie die ursprüngliche Attitüde gegenüber Varietäten auch nach längerer Emigration bestehen bleibt und auf die neue Sprachsituation übertragen wird, obwohl sie von der Umgebung nicht geteilt wird. Während die italienischen Immigranten die Bewertung des Dialektes als Unterschichtssprache und als bäurisch im italienischen Umfeld übernommen haben und diese negative Bewertung auf die Schweizer Dialekte übertragen (Franceschini 2011: 131–132), bewahren die Schweizer die positive Bewertung gegenüber dem Dialekt und übertragen diese auf das Sächsische. In beiden Fällen bleibt die ursprüngliche Einstellung zu Varietäten auch in der neuen Umgebung beibehalten und trotz unterschiedlicher Bewertung durch die Umgebung nicht abgelegt.

RS:ich ich rede HOOCHtětěsch (-) jawol | mini frau redt *auch* (-) HOOCHtětěsch | das häisst sii s: si hět also nid de SĒGGsichi dialěkt | si hět äü (.) zimlich groossi ABnägig | ich ich cha das nid ganz verstěò | ich h ha IMmer gsäit | e: si söll doch SĒGGsele (-) si söll doch DĒĒ dialekt | näi das isch e: | das isch äp (-) vo de erZIEg hěr | äü im ELtrehuus mus (-) het mer HOOCHtětěsch greDt (-) und e:m daa mun ich FESTstele dass Vili (--) e so ne (.) GWÜSSI (-) mengi (-) e gwüssi aversiON hend | „aa sěggele und das (.) WÜRKT e so doof“ | und ich finds (.)

WUNderbaar | aber ich cha kuum öppert mēngmaal überZÜÜge (-) ned und e: | das isch (-) mit e so nes fānoMEEN | won ich nid ganz chan NAACHvollzie.

(RS_3)

RS: Ich spreche hochdeutsch, jawohl. Meine Frau spricht *auch* hochdeutsch, das heißt sie, sie hat also nicht den sächsischen Dialekt. Sie hat auch eine ziemlich große Abneigung, ich kann das nicht ganz verstehen. Ich habe immer gesagt, sie solle doch sächseln, sie soll doch diesen Dialekt... Nein, das ist, das ist von der Erziehung her, auch im Elternhaus muss... hat man hochdeutsch gesprochen. Und, da muss ich feststellen, dass viele so eine gewisse (unverst.) eine gewisse Aversion haben, „Ach das Sächseln, das wirkt so doof.“ Und ich finde es wunderbar, aber ich kann kaum jemanden mal überzeugen. Nicht (wahr), das ist auch so ein Phänomen, das ich nicht ganz nachvollziehen kann.

Dass diese positive Haltung kein Einzelfall ist, belegt das zweite Beispiel:

CS: e: äinigi düütschi saage das isch e FURCHbaare dialägg e: | saggse das isch de SCHLIMMsti sprooch wos git oder ((lachen)) | aber | ich gsee das jetzt nid SOO ich (-) i ha doo e: ganz e: äinglech POSitiivi iistellig dezue | ich fin das e LUSTigi e: (-) interessanti SPROOCH und ich | i höörs ä GÄÄRN wenn e so richtig e e: (-) sAggse so richtig sēggisich reede | das find i (-) könnt i stundelang zueLOOse ((lachen))

(CS_2)

CS: einige... Deutsche sagen, das ist ein furchtbarer Dialekt. Sachsen, das ist die schlimmste Sprache, die es gibt oder... aber ich sehe das jetzt nicht so. Ich habe da eine ganz ... eigentlich positive Einstellung dazu, ich finde das eine lustige, eine interessante Sprache und ich höre es gerne, wenn so richtig... Sachsen so richtig sächsisch sprechen, das finde ich... ich könnte stundenlang zuhören.

Diese positive Einstellung gegenüber dem Sächsischen ist für viele Einheimische nicht nachvollziehbar, da sie seit deutlich mehr als hundert Jahren mit einer negativen Einstellung konfrontiert sind und diese häufig auch selbst vertreten. Das Sächsisch der Oberschicht, wie es der Literaturpapst Johann Christoph Gottsched (1700-1766) als mustergültig bezeichnet hatte, ein Grund, weshalb Johann Wolfgang Goethe 1765 zum Jura-Studium nach Leipzig ging, ist schon zu Gottscheds Lebzeiten kritisiert worden. Mit dem Machtverlust Sachsens nach dem Siebenjährigen Krieg geriet auch das sprachliche Prestige des Sächsischen schnell ins Wanken. Sächsisch wurde bald zu einem unbeliebten Dialekt, der häufig zum Spott genutzt wurde. Dass die sächsische Aussprache zu Zeiten der DDR mit der politischen Herrschaft verbunden wurde, ist nur ein zusätzlicher Aspekt dieser negativen Bewertung (Siebenhaar 2011, Zimmermann 1992). Da die Schweizer in der Zeit des Kalten Krieges durch die politische Eigenstaatlichkeit der Schweiz nicht wie Westdeutsche das 'andere' Deutschland als Abgrenzung zum 'eigenen' Deutschland empfunden haben, ist diese negative Wertung in der Schweiz zudem viel weniger vorhanden als in den alten Bundesländern. Schweizer in Leipzig übertragen also die

schweizerische Haltung gegenüber den Dialekten auf die neue Situation, obwohl die Umgebung diese Werte nicht teilt.

Festzuhalten ist auf der Basis dieser Beispiele also, dass Schweizer in Ostdeutschland ihren Dialekt auch nach mehr als einem Dutzend Jahren nicht ablegen, wenn Sie mit Landsleuten sprechen. Interferenzen auf der sprachlichen Oberfläche sind nicht systematisch, sondern können als Performanzfehler verstanden werden, wobei die Trennung von Performanz- und Kompetenzfehler als problematisch zu beurteilen ist. Nach eigenem Bekunden wird die Aussprache der Standardsprache wenig der Umgebung angepasst, die schweizerhochdeutsche Prägung bleibt bestehen. Das unterscheidet die gut integrierten Sprecher deutlich von den gut integrierten sächsischen MigrantInnen in Konstanz, die regionale Formen aufnehmen (Barden / Großkopf 1998). Der Druck zur sprachlichen Anpassung ist nicht besonders groß, da der Schweizer Akzent im Allgemeinen positiv bewertet wird. Die Schweizer Identität wird dadurch auch von außen gestärkt. Die Attitüde der Schweizer Migranten gegenüber sprachlichen Varietäten wird durch die neue Situation kaum verändert und die schweizerische Attitüde gegenüber Dialekten wird auf das sächsische Varietätengefüge, das die autochthone Gesellschaft anders bewertet, übertragen; die Erstsozialisation bleibt prägend.

4 Schlussfolgerungen

Dieser explorative Blick in Sprache und Einstellungen gegenüber sprachlichen Varietäten von Migranten in einer binnensprachlich-interstaatlichen Migration zeigt neue Perspektiven im Hinblick auf die Mischung von Varietäten. Dabei ist besonders bedeutsam, dass die Situation von einzelnen Migranten anders zu beurteilen ist als diejenige von Gruppen, in der sich Mitglieder gegenseitig sowohl sprachlich, als auch – im alltagssprachlichen Sinne – ideologisch stützen können. Diese Situation trifft aktuell auf einen immer größer werdenden Teil gut gebildeter Migranten zu, von denen hohe Bereitschaft zur Mobilität gefordert wird. Im Gegensatz zur angloamerikanischen Forschung sind diese Migranten, die innerhalb des Sprachraums umziehen, in der deutschen Migrationslinguistik bislang wenig untersucht worden. Eine Ausnahme sind die Arbeiten von Koller (1992) zu Deutschen in der Schweiz und diejenige von Barden / Großkopf (1998) zu sächsischen MigrantInnen in Westdeutschland. Eine vertiefte Auseinandersetzung mit dieser Problematik ist für den deutschen Sprachraum noch ausstehend. Der vorliegende Text hat Akte sprachlicher Identität nur kurz gestreift. Diese sind für eine weiterführende Studie überaus bedeutsam und müssten auch im konkreten Sprachgebrauch analysiert werden. Dafür müsste einerseits das individuelle sprachliche Spektrum in unterschiedlichen Situationen linguistisch beschrieben werden. Zudem müssten die an dieser Stelle nur kurz von den Sprechern spontan genannten Kategorisierungen und Stereotypisierungen detailliert erhoben und im sozialen Umfeld beschrieben werden. Es hat sich aber schon in diesen Ausschnitten gezeigt, dass die in der primärsprachlichen Sozialisation erworbenen Attitüden wesentlich bleiben. Das ist in diesen Beispielen besonders offensichtlich geworden, weil die Sprecher eine dem herrschenden Stereotyp diametral entgegengesetzte Position einnehmen. Da die Laiendialektologie diese Sprecherbewertungen z. Z. auf regionaler Ebene intensiv untersucht, ist zu erwarten, dass Arbeiten zur Sprache von (Binnen-)Migranten diese Sprecherbewertungen als Folie für Vergleiche nutzen können. Wie es hier in einer einzelnen Interviewsituation angedeutet ist, müsste dann die diskursive Identitäts- und

Alteritätsgestaltung in der Wahl sprachlicher Varianten analysiert werden. Das ist aber nur möglich mit einer detaillierten Untersuchung, die auch die standardsprachlichen Register in unterschiedlichen Situationen genau erfasst. Weitere exemplarische Analysen der Sprache, des sprachlichen Verhaltens und der Einstellung zu sprachlichen Varietäten von binnensprachlichen MigranInnen mit und ohne Überschreitung politischer Grenzen ermöglichen ein vertieftes Verständnis der aktuellen Sprachsituation in modernen Gesellschaften, in denen nur noch wenige Sprecher wirklich ortsfest sind. Zudem gestatten solche Analysen theoretische Erkenntnisse zur Sprachdynamik und zur Ausgestaltung moderner Regionalsprachen, die aktuell im Zentrum der deutschsprachigen variationslinguistischen Forschung stehen.

5 Literaturhinweise

- Albrecht, Karl (1881 (1983)): *Die Leipziger Mundart: Grammatik und Wörterbuch der Leipziger Volkssprache; zugleich ein Beitrag zur Schilderung der Volkssprache im allgemeinen*. Frankfurt a. M.: Weidlich.
- Ammon, Ulrich (1995): *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten*. Berlin, New York: Walter de Gruyter.
- Ammon, Ulrich, Hans Bickel, Jakob Ebner et al. (2004): *Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol*. Berlin: de Gruyter.
- Barden, Birgit / Beate Großkopf (1998): *Sprachliche Akkommodation und soziale Integration. Sächsische Übersiedler und Übersiedlerinnen im rhein-/moselfränkischen und alemannischen Sprachraum*. Tübingen: Niemeyer. (= Phonai 43)
- Bellmann, Günther (1983): Probleme des Substandards im Deutschen. In: Mattheier, Klaus J. (Hg.): *Aspekte der Dialekttheorie*. Tübingen: Niemeyer: 105–130. (= Reihe Germanistische Linguistik 46)
- Berthele, Raphael (2004): Vor lauter Linguisten die Sprache nicht mehr sehen. Diglossie und Ideologie in der deutschsprachigen Schweiz. In: Christen, Helen (Hg.): *Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum*. Wien: Edition Praesens: 111–136.
- Clyne, Michael (1992): Epilogue. In: Clyne, Michael (ed.): *Pluricentric Languages. Differing Norms in Different Nations*. Berlin, New York: Mouton de Gruyter: 455–466.
- Franceschini, Rita (2011): What unfocussed acquisition can say about relative openness of systems in contact. In: Miola, Emanuele und Paolo Ramat (eds.): *Language contact and language decay. Socio-political and linguistic perspectives*. Pavia: IUSS Press: 109–135.
- Gallois, Cindy / Tania Ogay / Howard Giles (2005): Communication Accommodation Theory. A Look Back and a Look Ahead. In: Gudykunst, William B. (ed.): *Theorizing about Intercultural Communication*. Thousand Oaks: Sage: 121–148.
- Gärtig, Anne-Kathrin / Albrecht Plewnia / Astrid Rothe (2010): *Wie Menschen in Deutschland über Sprache denken. Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativerhebung zu aktuellen Spracheinstellungen*. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache. (= Amades 40)

- Giles, Howard / Nikolas Coupland / Justine Coupland (1991): Accommodation theory: Communication, context and consequence. In: Giles, Howard / Nikolas Coupland / Justine Coupland (eds.): *Contexts of Accommodation*. Cambridge: CUP: 1-68.
- Haas, Walter (2005): Die Schweiz / Switzerland. In: Ammon, Ulrich / Norbert Dittmar / Klaus J. Mattheier / Peter Trudgill (eds.): *Sociolinguistics / Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society*. 2. ed. Berlin, New York: De Gruyter: 1772–1787. (= HSK 3.2)
- Harnisch, Rüdiger (2009): Divergence of linguistic varieties in a language space. In: Auer, Peter / Jürgen Erich Schmidt (eds.): *Language and Space: Theories and Methods. An International Handbook of Linguistic Variation*. Berlin, New York: Mouton de Gruyter: 275–295. (= HSK 30.1)
- Hofer, Lorenz (1997): *Sprachwandel im städtischen Dialektrepertoire. Eine variationslinguistische Untersuchung am Beispiel des Baseldeutschen*. Tübingen/Basel: Francke. (= Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 72)
- Hofer, Lorenz (2002): *Zur Dynamik urbanen Sprechens: Studien zu Spracheinstellungen und Dialektvariation im Stadtraum*. Tübingen: Francke. (= Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 71)
- Giles, Howard (1973): Accent mobility: A model and some data. *Anthropological Linguistics* 15: 87–105.
- Kehrein, Roland (2011): *Regionalsprachliche Spektren im Raum. Zur linguistischen Struktur der Vertikale*. Marburg. (= Habilitationsschrift Universität Marburg)
- Koch, Peter / Wulf Oesterreicher (1994): Schriftlichkeit und Sprache. In: Günther, Hartmut / Otto Ludwig (Hg.): *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*. Berlin und New York: De Gruyter: 587–604. (= HSK 10.1)
- Koller, Werner (1992): *Deutsche in der Deutschschweiz. Eine sprachsoziologische Untersuchung*. Aarau, Frankfurt am Main, Salzburg: Sauerländer. (= Reihe Sprachlandschaft 10)
- Köpke, Barbara / Monika S. Schmid (2007): First language attrition: The next phase. In: Köpke, Barbara / Monika S. Schmid / Merel Keijzer / Susan Dostert (eds.): *Language Attrition: Theoretical perspectives*. Amsterdam: John Benjamins: 1–43. (= Studies in Bilingualism 33)
- Krefeld, Thomas (2004): *Einführung in die Migrationslinguistik*. Tübingen: narr. (= narr Studienbücher)
- Lerchner, Gotthard (2003): Aspekte einer Sprachgeschichte des Ostmitteldeutschen. In: Besch, Werner / Anne Betten / Oskar Reichmann / Stefan Sonderegger (Hg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. Aufl. Berlin, New York: Walter de Gruyter: 2744–2767. (= HSK 2.3)
- Lüdi, Georges / Bernard Py (1991): *Binnenwanderung und Sprachkontakte in der Schweiz. Vom Wechseln der Sprache und vom Sprechen darüber*. Basel. (= Nationales Forschungsprogramm 21. Kulturelle Vielfalt und nationale Identität. Kurzfassungen der Projekte)
- Lüdi, Georges / Iwar Werlen (2005): *Sprachenlandschaft in der Schweiz*. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik. (= Eidgenössische Volkszählung 2000)
(www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/news/publikationen.Document.52216.html)

- Ostermai, Guido (2000): *Sprachvariation im Grenzbereich. Eine Untersuchung zur Standardsprache nordwestschweizerischer und südbadischer PrimarschülerInnen*. Aarau u. a.: Sauerländer. (= Reihe Sprachlandschaft 24)
- Scharloth, Joachim (2005): Asymmetrische Plurizentrität und Sprachbewusstsein. Einstellungen der Deutschschweizer zum Standarddeutschen. *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 33: 236–267.
- Schiffeler, Hans-Peter (1995): *Dialektstrukturen in Grenzlandschaften. Untersuchungen zum Mundartwandel im nordöstlichen Aargau und im benachbarten südbadischen Raum Waldshut*. Bern u. a.: Peter Lang. (= Europäische Hochschulschriften I, 1538)
- Schmid-Cadalbert, Christian (Hrsg.) (1986): *Schwyzertütschi Dialäktschrift. Dieth-Schreibung*. 2. Auflage. Aarau: Sauerländer 1986. (Lebendige Mundart Bd. 1) 64 S.
- Schwarzenbach, Rudolf (1969): *Die Stellung der Mundart in der deutschsprachigen Schweiz. Studien zum Sprachbrauch der Gegenwart*. Frauenfeld: Huber & Co. (= Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung 17)
- Selting, Margret et al. (2009): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 10: 353–402. (<http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2009/px-gat2.pdf>)
- Siebenhaar, Beat (2005): *Varietätenwahl und Code-Switching in Deutschschweizer Chatkanälen. Quantitative und qualitative Analysen*. Online. (= networx 43) (<http://www.mediensprache.net/de/networx/docs/networx-43.aspx>)
- Siebenhaar, Beat (2009): Horizontal convergence of linguistic varieties in a language space. In: Auer, Peter / Jürgen Erich Schmidt (eds.): *Language and Space: Theories and Methods. An International Handbook of Linguistic Variation*. Berlin, New York: Mouton de Gruyter: 241–258. (= HSK 30.1)
- Siebenhaar, Beat (2011): Der sächsische Dialekt. In: Donath, Matthias / André Thieme (Hg.): *Sächsische Mythen*. Leipzig: Edition Leipzig: 91–99.
- Trudgill, Peter (1986): *Dialects in Contact*. Oxford: Penguin.
- Werlen, Iwar (2005): Mundarten und Identitäten. In: Barblan, Paolo / Arnold Koller (Hg.): *Dialekt in der (Deutsch)Schweiz – Zwischen lokaler Identität und nationaler Kohäsion*. Lenzburg: Forum Helveticum 26–32. (= Forum Helveticum 15)
- Zimmermann, Gerhard (1992): Das Sächsische. Sprachliche und außersprachliche Einschätzungen der sächsischen Umgangssprache. *Muttersprache* 102: 97–113.